

**Zeitschrift:** Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin  
**Band:** 79 (1953)  
**Heft:** 39

**Artikel:** Ferdinand wird repariert  
**Autor:** Freuler, Kaspar  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-492667>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 30.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



## Ferdinand wird repariert



Ferdinand saß samt seiner Frau abendlich bei Tisch. Das Mahl war bescheiden, auch wenn drei Erdteile dazu aufgeboden wurden: der Thon war in einer Blechbüchse aus Peru verpackt worden, der Weizen des Brotes mochte aus Canada stammen, und der Tee, falls man nicht bemogelt war, von der fernen Insel Ceylon. Einzig die paar grünen Salatblättchen waren dem heimatlichen Boden entsprossen. Man aß friedlich.

Plötzlich spürte Ferdinand etwas Hartes im Mund. Sollte der peruanische Meerfisch Knochen enthalten? Sorgfältig und mit angehaltenem Atem wurde die Sache untersucht. Das Ergebnis war niederschmetternd. Es lag auf der Tischplatte.

Innert einer Minute war alles mobilisiert, was unter solchen Umständen möglicherweise Dienste leisten kann: Ein Spiegel, eine Pinzette, warmes Wasser, strömte aus dem Hahn, eine Zahnbürste erwachte mit gesträubten Borsten aus unzeitlichem Schlummer, Watte quoll aus der Schaffhauser Verpackung und aus drei Lampen schoß Licht auf die Unglücksstätte. Blut rann nicht. Aber der Zahn war heraus.

Herausgebissen mittelst Thon, weichem Brot und Schwarztee. Friedlich und sauber gewaschen lag er nun allen Blicken preisgegeben auf der Glasplatte, im Bewußtsein, ein halbes Jahrhundertlang seine Pflicht getan und seine Pensionierung verdient zu haben. Vorwürfe konnte ihm Ferdinand nicht machen. Es war der Welt Lauf —

Aber mitten im Gesicht, links vom Zentrum, oben, gähnte ein schwarzes Loch. Ferdinand lächelnte mit geschlossenem Mund in den Spiegel hinein; genau wie vornehme Leute tun, die niemals lachen, sondern nur lächeln. Er würde das noch lernen müssen, dachte er, um den Schaden zu verbergen. Lächte er nämlich auf seine gewohnte Art, so blinkten all seine Zähne recht offenherzig — bis auf den einen, der nun ausgeblinkt hatte. Was im übrigen der Spiegel sonst noch aufzuweisen

hatte, war auch nicht restlos erfreulich: Goldplömbchen, Zement, Amalgam, ausgewachsene Zahnhäse usw., ein Panorama menschlicher Unvollkommenheit, und so ziemlich alles, was man für ein Dutzend der bekannten Zahnarztrechnungen erhalten kann.

Dann sitzt Ferdinand seufzend auf dem Liegestuhl seines Zahnarztes. Der Mann im weißen Mantel pumpt ihn mit ein paar kräftigen Fußtritten in die Höhe, klappt die Genickstützen nach rückwärts, dann etwas zur Seite, bis Ferdinands Haupt einigermaßen behaglich vor ihm liegt. Dann beginnt die Technik.

Man kennt ja die Szenerie! das schwebende Tischchen mit der Marmorplatte, die Gläschen und die Büchsen, das magische Auge, das plötzlich seinen Schimmer in den Mund leuchten läßt. Nebenan leuchtet mild das ewiglicht des Boilers, unter dem irgendwo ein Wasserlein rauscht. Ueber Ferdinand ist nur noch die Zimmerdecke.

Man kennt auch die Handlung dieses privaten Amusements: Ein Fräulein mit blonden Haaren heftet ihm einen Kinderlatz um den Hals und sagt «Pardon» dazu. Der Mann aber, der sich das unter normalen Umständen kaum je erlauben würde, fährt mit einem kleinen Rundspiegelchen an einem langen Stiel zwischen die Kiefern und guckt neugierig in den Mund, zu sehen, was da alles los sei. Dann nickt er befriedigt, reibt sich einen Moment die Nase wie alle Akademiker, wenn sie intensive Gedankenarbeit bewältigen, macht damit eine Kunstpause und nickt nochmals. Die Diagnose und die Therapie sind damit festgelegt.

Alles andere geht wie geölt. Sie wissen alle, was der Bohrer für Freuden in sich birgt, wenn er am Zickzack seiner Spinnenglieder fröhlich sich dreht und summt — summe Rädchen, summe! — Aber im «Fliegenden Holländer» summen zwei Dutzend hübscher Jungfrauen mit, — was immerhin einen Unterschied bedeutet.

Später wird eine Röntgenaufnahme gemacht. Sie tut nicht weh und geht rasch vorüber. Der Zahnarzt freut sich darüber und streichelt den großen Apparat beinahe zärtlich. Es ergibt sich aus diesem zweiten Akt ein dritter. Ein Stiffzahn käme nicht in Betracht, heißt der Befund, womit die erste Therapie schon ihr Ende findet. Eine kleine Prothese sei hier das Gegebene. Die Kinder heißen das ein Maschineli, die Großen ein Plättchen, die Dentisten eine Prothese. (Ob sie im Unterkiefer folgerichtig Kontrathese heißt?)

Bei der nächsten Sitzung wird Ferdinand eine umständliche Apparatur um den Kopf montiert, zwecks eines Gipsabgusses. Er denkt einen Moment lang an eine Statue, an Rodins Denker oder an den Apollo von Belvedere. Aber hier betrifft der Gips nur die Gebißpartie. Das Fräulein, dessen Dasein die makabre Atmosphäre glücklicherweise etwas aufheitert, hantiert hinter seinem Rücken, man hört leise Befehle, die unverständlich bleiben, dann beginnt die bekannte Saugpumpe das Ueberflüssige in den rotierenden Malstrom nebenan abzuführen. Ferdinand muß den Mund soweit als möglich aufsperrn, kaum daß er sich noch zu schnaufen getraut — und da ist der weiche, warme Gips auch schon drin, genau wie der Teig in der Gugelhopfform. Es dauert eine Weile, bis er kalt und hart ist. Dann beginnt das Gegenteil: er muß wieder heraus, und das geht nicht so leicht. Ferdinand hat den bestimmten Eindruck, sämtliche Zähne kämen mit, oder der Unterkiefer in globo. Dann kommt eine wöchentliche Atempause, in der Ferdinand sich häuslichen Beschäftigungen hingibt, um nicht in der Oeffentlichkeit Aufsehen zu erregen.

Schließlich und endlich — um das schöne Wort «schlußendlich» zu vermeiden, — liegt das Kunstgebilde vor ihm. An und für sich besehen, sieht es ganz interessant aus, geradezu hübsch und wohlwollend, mit seinen zartrosafarbenen Zahnfleischwülsten, mit dem





„Fräulein, gestatten Sie, daß ich Sie begleite?“

strahlend silbernen Gaumenbogen, den feinen Häklein und Klammern, dem elfenbeinernen Zahn. Wir leben im technischen Zeitalter und können so einem Produkt der dentonalen Kunst ruhig ins Auge sehen und auf den Zahn fühlen. Ein ander Ding aber ist es, diesen Fremdkörper nun mitten im Kopf, im Schädelgehäuse zu tragen – Endlich sitzt das Ding fest. Doch wie Ferdinand nun dankbar sein will, sagt er höflich: Gott-

scheidank! und das beelendet ihn schandbar. «Schagen Schie, musch dasch scho schein?» fragt er entsetzt. Wird er seiner Lebtag nie mehr fragen können: «Muß das so sein?»

«Es muß nicht, Herr Ferdinand!» sagt tröstlich der Zahnarzt und das Fräulein nickt mit Ueberzeugung hintendrein. Sie kennen beide den Schrecken der ersten Sprechkünste mit dem Ding im Mund. Sie sagen ihm ein Sprüchlein vor und

er repetiert es, immer noch vom Schock der ersten Sekunde durchzittert: «Ernscht ischt dasch Leben, heiter tschu schein isch die Kuntscht.» Es tönt nach heißen Kartoffeln im Mund.

Aber nach vierzehn Tagen könnte er schon wieder Schüschholtsch rascheln ohne anzustofsen.

Ferdinand ist repariert. Das Loch im Oberkiefer hat sich ins Portemonnaie verlagert.